

Jakob Friedrich Schmidt

Gedanken über den Zustand der alten und neuen Teutschen Dichtkunst

Jena: bey Johann Christoph Crökern, 1754

<https://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1838863648>

Druck Freier  Zugang



12. a. 4.

~~D. I. g. 3076~~^{1.2.}
~~D. I. g. 246~~^{1.2.}

XII. rec. VI. n. 1.

Gedanken
über
den Zustand
der
alten und neuen
Deutschen Dichtkunst

entworfen

von

Jakob Friedrich Schmidt.

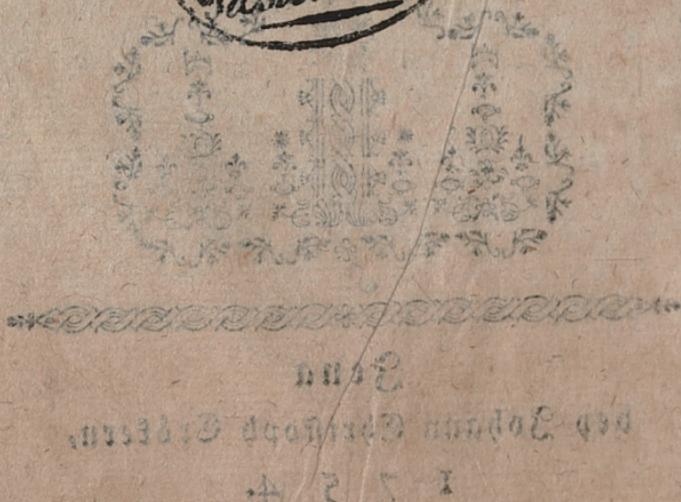


Jena

bey Johann Christoph Erökern,

1 7 5 4.

antiquaria
Gothica
Gothicorum
Gothicorum
Gothicorum





man öfters ihre wunderlichen Einfälle zusammen auf der Wagschale der Weisheit abwägen wollte, so dürften sie doch wohl alle mit einander nicht einem Gerstenkörnchen an der Schwere beikommen.

Die meisten, welche vorteilhaftig von der Meliade des Herrn Klopstocks zu reden gedenken, lassen sich entweder aus einer gewissen unanständigen Blödigkeit abhalten, den triumphierenden Reimschmieden recht unter die Augen zu leuchten, und den Ausfall in seiner gehörigen Stärke zu wagen, so, daß ihr spießendes Gefechte bei andern ein Mangel des künstlicherlichen Einsehens zu sein scheinet; oder sie sind der Sache wirklich nicht recht gewachsen. Alles, was ihr kleiner Wiz zum Markte bringet, besteht etwa in einem Paket ausschweifender Lobeserhebungen, in einem dictatorischen



torischen Zuruf an die Verächter desjenigen, was ihnen gefällt, und so ferner; Weit nun grössere Geister, die jene bei weitem überschehen, den blinden Gehorsam in dergleichen Fällen mit einem zureichenden Grunde versparen, und sich vielmehr, da sie es außerdem gewiß nicht so böse gemeint hätten, ein Vergnügen daraus machen, dem schwächeren Teile die Spize zu bieten; so geschiehet es, daß bei dieser Gelegenheit das Weise mit allem Vorbedachte schwarz genennet wird.

Den beträchtlichsten Haufen formiren hervor gegen diejenigen, die gleich im Anfang aufgestanden sind, sich als öffentliche Rebellen in der neuern Poesie zu zeigen. Gleichwie es aber größtenteils Männer zu sein pflegen, deren ihre Fertigkeit sich auf weiter nichts, als auf schimpfen und seufzen erstrecket; also verdienen sie des



so weniger berührt zu werden, je niederträch-
tiger ihre Bemühungen heisen mögen. Denn
der Erieb ihres Aufruhrs ist in der That blos
die Geburt des Eigennuzes. Sie haben selbst
schon viele Gedichte von altem Schrot und Korn
geliefert, und aus Besorgniß, daß solche Kün-
stig nicht mehr wie sonst bewundert werden
dürften, suchen sie alles, was etwas zu dieser
vermeinten Schande beitragen kan, mit Strümpf
und Stiel auszurotten. Über dieses verstehen
sie das eigentliche Schöne bei der Dichtkunst
nicht im geringsten; und wenn sie daher bei Er-
blikung höherer Dinge notwendig posirliche
Gesichter schneiden müssen: so deucht mich, es
gieng ihnen nicht anders, als wie kleinen Kina-
dern, welchen der Glanz des reines Goldes
die Augen blendet, wenn sie es zu starr an-
sehen.

Ob ich nun schon keinesweges gesonnen
bin, besondere Begebenheiten hiervon anzu-
führen, oder mich mit gewissen Personen in ei-
nem üppigen Streit einzulassen; so glaube je-
dennoch, daß sichs in Betrachtung vorgemel-
deten Umstände der Mühe verlohnend werde,
dasjenige, wovon bei dieser Materie hauptsäch-
lich die Rede ist, in einer kleinen Abhandlung
ein wenig genauer zu bestimmen.

Ich will zu dem Ende, von allen täuschen-
den Nebenabsichten entfernt, einen Versuch
thun, ob und wie die neue deutsche Dicht-
kunst gegen der alten Vorzüglichkeiten be-
hauptet. Werde ich finden, daß der Zustand
der seit vielen Jahren gewöhnlichen Poesie gut
ist, so wär es abgeschmackt und unbillig, den-
selben umzustürzen; können wir aber einen bes-
sern hoffen, oder ist vielleicht schon ein besserer



gegenwärtig, so weis ich nicht, warum wir einen Augenblick Bedenken tragen sollten, uns zu demselben zu bekennen? Ich gehöre weder zu denjenigen, die, wenn sie die wahren Eigenschaften einer Sache nicht verstehen, und wenn ihre seichten Denkungskräfte nur etwas davon, wiewohl dunkel und undeutlich, empfunden haben, alles in eine andere Verfassung bringen, und das zu einer Schönheit in derselben machen wollen, was wirklich ein sichtbarer Übelstand heiset; noch zu denjenigen, die durch strafbare Vorurteile dazu determiniret, alles, was bei derselben unfehlbar als eine Vollkommenheit gedacht werden muss, unter das Thorigte setzen.

Lasset uns demnach zuerst von dem Zustande der alten Dichtkunst sprechen:

Was nicht möglich ist, ist nicht Bei



9

Bei demselben will ich einmal gewisse leichte Fehler bemerken, die nach dem Lauf der vorigen Zeit unvermeidlich gewesen sind; Herz nach will ich einen Beweis führen, daß auch härtere Fehler darinnen angetroffen werden, und die unsere Väter ohnstreitig aus mangeln der Erkenntniß der Wissenschaften mit der Poesie verknüpft haben. Dorthin kan ich unter andern die frostige Mythologie zählen, mit welcher sich auch die besten Dichter der Vorwelt geschleppt haben. Der Zusammenhang erfordert es, daß ich hier mein Absehen zugleich ein wenig auf die Jahrhunderte Virgils und Homers richte. Dazumalen hat meines Erachtens die Dichtkunst im ansehnlichsten Flore gestanden; und ob wohl das mythologische Geschrei, der Gesänge sehr öfters Kahlen Gegenstand, und andere Kleinigkeiten,

A 5

an

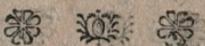


an und vor sich selbsten; allerdings tadelnswürdig sein mögten: so sind doch die Urheber davon, wie ich dafür halte, mit Bestand Rechtfest noch zu entschuldigen, indem sie, was besonders das erste betrifft, ihre chimärischen Gottheiten für wirkliche Gottheiten hielten. Dadurch kounten sie das erhabene, und das Wahrscheinliche, bequem erreichen. Wie weit also überhaupt die Begriffe, so sie von dem Wehrt eines Dinges halten, giengen, in so weit war nichts ungesundes an ihrer Dichtkunst; wie fern sie aber irreten, in so fern war ihr Versehen in der armseligen Zeitperiode, darinnen sie lebten, gegründet, ja in so fern, sag ich, war das unanständige in ihrer Dichtkunst unvermeidlich. Eben diese sonst überaus feine Dichtkunst ist nun nachher, da die Deutschen in ihrer düstern Barbarei auch

anfin-

anfangen zu dichten; an Statt einer nötigen Verbesserung in eine Verbindung viel grösserer Gräuel geraten. Man wird mir es nicht übel nehmen, wenn ich hieher vor allen Dingen den Reim, und unser bisher gebräuchtes Silbenmas, rechne.

Was die Historie von der Reimerei anlanget, so bin ich der Meinung, es würde nicht ganz ausser dem Wege sein, wenn man die Anlage darzu in den alten Sprichwörtern unserer Vorfahren suchte. Sprichwörter sind abstrakte Regeln von gewissen Begebenheiten. Man hat sich derselben von grauen Tagen her als ein Mittel bedient, das nützlichste und nötigste von einer Sache durch fortzupflanzen; und wenn wir es genau untersuchen; so können wir gar füglich darthun, daß ehedem, da die systematische Lehrart so wohl,



wohl, als andere, fremd und unbekant hieß,
 fast alle Wissenschaften, bei allen Völkern, in
 Sprüchwörtern abgefaßt worden sind. Gleich-
 wie aber unsere Sprache besonders reich von
 derselben ist; also werden wir gewahr, daß
 der mehreste Teil von der rechten uralten in
 Reimen besteht. In der Absicht der Sprüch-
 wörter finden wir die Ursache davon. Selbige
 war, wie man mich ohne Zweifel verstehen
 wird, daßjenige, was in besondern Fällen für
 eine allgemeine Wahrheit angenommen wur-
 de, in einen kurzen und sinnreichen Ausdruck
 den Nachkommen zur Lehre anzubefehlen.
 Weil nun die Verfaßer der Sprüchwörter in
 diesem Punkte vorzüglich dem Gedächtnisse
 zu Hülfe kommen wollten, so glaubten sie,
 das leichteste Mittel zu solchem Endzweck in den
 Reimen gefunden zu haben. Sie beobach-
 teten



festen nämlich die Ähnlichkeit des Schalls in der Verknüpfung der Wörter, und durch Hülfe derselben Ähnlichkeit waren sie, wenn ihnen nur das Hauptwort, welches den Inhalt der Sache betraf, in die Ohren fiel, so gleich im Stande, das Sprichwort auf eine bequeme Weise zu finden. Kurz, sie suchten sich das durch ein Ding desto besser merken zu können. Sehet, so entstand vermutlich der Reim.

Ich muß es gestehen, daß der Reim in dieser Beziehung ganz gut und vernünftig genannt zu werden verdiente. Allein, da bei uns die wenigsten, oder wohl gar keine, Gedichte die Absicht haben, daß man sie eben auswendig lernen soll, so gemahnt michs mit den Reimen, die der Dichter dran klecket, nicht anders, als wenn der Mahler seinen Pferden Flügel ansezet, welches doch der Natur dieser Thiere



Thiere zu wider lauft. Es ist bekannt, was Harsdörfer vor eine Thorheit begangen hat, der sich träumen ließ, ein ganzes Lustspiel in Sprichwörtern abzufassen. Warum? es war dem Zweck der Sprichwörter nicht gemäss. Eben so niedrig ist ja die Beschäftigung, wenn man vollständige Gedichte reimet. Die Erfinder der Reime thaten solches nicht einmal; sondern die Anfänger in der teutschen Poesie haben sich zweifelsohne dieses Spielwerk zuerst um deswegen gefallen lassen, daß mit der Leser in ihrer meistenteils gedankenlosen Zusammensetzung der Lärm doch wenigstens ein lustiges Geklapper hören, und den Schlaf aufhalten mögen. Wollen wir denn nun einem alten Herkommen aus dem Grunde so viel Platz einräumen, weil es lächerlich ist?

Doch



Doch es ist nunmehr Zeit, daß wir den Reim und zugleich das Silbenmas in der alten deutschen Dichtkunst vielmehr aus unleugbaren Gründen missbilligen. Die Richtigkeit einer nötigen Erklärung der Dichtkunst soll uns den Weg hherzu bahnen. Ich nenne sie eine Wissenschaft, etwas durch einen bildhaften Ausdruck der Worte so zu beschreiben, wie es die eigentliche Natur desselben erforsdert.

Zum Überfluß will ich beiläufig erinnern, daß wir uns eben iezo nicht um alle Merkmale, die in dieser Erklärung vorkommen, bekümmern; oder nähtere Beweise davon verlangen dürfen; sondern ich brauche nur diejenigen heraus zu suchen, die an seinem Orte die Absicht des Voraus habens befördern helfen.

Nach diesem Begriffe wird nun die Erklärung



terung nicht schwer werden, ob die Reime zur
 Poesie gehören, und in wie fern das Silben-
 mas dazu tauglich sei. Ich will erstlich mit
 dem Reim vollends zu Rande kommen. Zu
 dem Ende schließ ich: Alles dasjenige, was in
 der Dichtkunst nichts dazu beiträgt, daß eine
 Sache dadurch natürlicher hergestellt wird,
 und was solche vielmehr unnatürlicher macht,
 das muß ich davon lassen; der Reim trägt
 nichts dazu bei, daß eine Sache dadurch na-
 türlicher hergestellt wird; sondern er macht sol-
 che vielmehr unnatürlicher; folglich muß ich den
 Reim in der Dichtkunst vermeiden. Man
 wird vielleicht nur den Beweis des Untersatzes
 von mir fordern. Es enthält solcher zwei Gli-
 der; daher will ich das erste zuerst vornehmen;
 oder ich will zeigen, daß der Reim eine Sache
 keinesweges natürlicher herstelle.

Etwas

QHII/79

Etwas natürlich herstellen, kan in der Dichtkunst nichts anders heisen, als Worte zu recht vollkommenen Zeichen der Gedanken machen, so, daß man nämlich durch sie leicht an dasjenige gedenket, was man denken soll. Den Grund zur Entwickelung dieser Vollkommenheiten geben zween Absäze. Ich betrachte nämlich entweder das materielle oder das formelle der Worte. Die Materie heist so viel, als das leere Wort, oder blos die Verknüpfung gewisser Buchstaben an sich selbst, so, daß ich mein Augenmerk noch gar nicht auf das bezeichnete, und auf den Gedanken, den das Wort andeuten soll, richte; unter der Form aber versteht man das bezeichnete Ding, oder den Gedanken, der durch das Wort, als das Zeichen desselben, ausgedruckt werden soll. Hieraus ist begreiflich, daß nur zwei Arten in

B

der



der Dichtkunst zu gedenken sind, wodurch man eine Sache natürlicher herstellen kan. Zur einen gehöret dasjenige, was von den puren Tönen handelt, und zur andern gehören die Gedanken. Solte nun der Reim etwas natürlicher zu machen fähig sein; so müste der Reim ein Mittel heisen, wodurch entweder schon die blosen Töne so vollkommen anzusehen wären, daß man durch den Laut derselben auf gewisse Gedanken käme: oder die Gedanken müsten dadurch selbst besser determinirt werden können.

Unter welches Fach wollen wir den Reim bringen? Er ist ein ähnlicher Schall der Endsilben in unterschiedenen Versen. Im ersten Fall, wenn der Klang leerer Töne durch seine Vollkommenheiten schon im Stande sein soll,



foll, die Ohren zu fizein, und überhaupt die Sinne zur lebhaften Empfindlichkeit aufzufordern, können wir zwar nicht leugnen, daß dieses, an und für sich betrachtet, möglich sei, masen ich solches unten beim Silbenmase weitläufiger zeigen werde; Allein in Anwendung auf dem Reim sind kur zum die berührten Vollkommenheiten der Döne deswegen gar nicht möglich, weil die Übereinstimmung der Verschiedenheit, als der vornehmste Charakter des vollkommenen, darinnen fehlet: denn der Reim gründet sich in einer blosen Äenlichkeit des Schalls, und er begreift also nichts weniger als die Symmetrie des mannigfaltigen in sich. Es ist demnach gewiß, daß sich der Reim nicht dorthin zälen lasse, wo durch die Materie der Worte, das ist, ihre leeren Döne, schon etwas bedeutet werden sollte. Im andern

B 2. Fall,

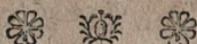


Fall, da nämlich in formeller Beziehung die Gedanken selbst eine genauere Bestimmung durch den Reim erhalten sollten, so, daß deren Schwung prächtiger, edler u. d. gl. würde, seß ich ebenfalls nicht dem mindesten Grund zur Behauptung vor mir. Wenn ich mich bemühe, just das Gegenteil darzuthun, und zu zeigen, daß vielmehr der Reim die Gedanken verderbe, so glaub ich zugleich satsam bewiesen zu haben, daß er sie keinesweges besser determinire, oder auf einige Weise natürlicher mache. Es betrifft solches das zweite Glied in dem Untersatz meiner obigen Schlußrede, womit ich mich also noch ein wenig beschäftigen muß.

Ein Gedanke wird unnatürlich gemacht
oder verdorben, wenn die Worte, welche
den

den Gedanken ausdrücken sollen, so beschaffen sind, daß man sich durch ihre Perception viel eher etwas anders, als eben diesen Gedanken, vorstellen kan. Ist dieses wahr, so darf ich gar nicht lange nachsinnen, wenn ich vom unnatürlichen des Reims zu sprechen gedenke, und wer sonst gerne gereimt hat, oder noch reimet, muß wider die Überzeugung seines reinvollen Geistes ungereimt handeln, wenn er den Reim und die darinnen herrschende Thorheit nicht zusammen reimen will.

Zu was für wilden Ausschweifungen verleitet er nicht? Ein ehrlicher Reimer drückt sich hier freilich ganz anders aus. Er spricht: der Reim ist ein Erfindungsmittel schöner Gedanken. Nun ist es zwar wahr, Alsfanzerien und Kleinigkeiten haben, wir man Exem-



pel weiß, bisweilen Anlaß zu großen Wahrheiten gegeben, und vielleicht werden die Dichter auch zu Zeiten durch den Reim glücklich. Allein, wenn sich einer vornimmt, mit den Kindern aus dieser Ursache täglich im Kothe herum zu wühlen, weil Hähnchen vor einigen Jahren acht Groschen drinnen gefunden hat: so scheinet mir dieses Mittel, reich zu werden, allzu mühselig; ich will sagen, wenn der Reim erstlich Gedanken erregen soll, so muß es wundert um der Dichter aussehen. Laßt es aber auch sein, daß der Reim armen Stümpern manchmal aus der Noth helfe, so muß man doch zugeben, daß er hhergegen viel eher tausend Krüppel, als einen gesunden Gedanken, zum Vorschein bringe. Es kan solches gar nicht bestritten werden. Wenn der Dichter eine Zeile hingeschrieben hat, und nunmehr etwas anders,

anders, das nach der Ordnung seiner Meditation folgt, und vollkommen schön ist, drauf sezen könnte, so muß er diese Schönheit mit Gewalt verleugnen, und einen schlechten Einfall Platz machen, blos um deswillen, weil ihn der Reim veriret. Will er sich für diesen schlechtern Einfällen hüten; so muß er seinen Witz unterdessen im wüsten Felde der Einbildung herum flattern lassen; er muß, wenn er ja was in denselben antrifft, aus zu besorgender Entwischung des herrlichen Schatzes alles Fauderwelsch unter einander mengen. Er muß ferner, wenn ihm ein widriges Schicksal diesen Dunst und Schatten, wornach er schnappt, gar nicht ergreifen läßet, oder wenn er etwa zu frühzeitig über dasjenige, was er bereits in Händen zu haben glaubte, froloket, und also dadurch sein erplündertes Gut wieder verliert,



ret, alsdann muß er aus der Kette seiner Gedanken ein Gelenk ums andere heraus reisen; er muß, den Regeln eines ächten Schriftstellers zuwider, weniger vorbringen, als er vorher gedacht hat, und dieses wenigere muß er furchtsamer ausdrücken, als er sonst gethan haben würde; Kurz, ein Dichter wird durch den Reim so sehr in die Enge getrieben, daß er selbst nicht weiß, was er anfangen soll. Aus lauter Ungedult zerfällt er eine Feder nach der andern, ehe sein neues Gedicht, welches doch fertig werden soll, zur Welt kommt; und wenn es denn endlich kommt; so wird man mit Verwunderung gewahr, daß nach Wegnehmung des Reims nichts, als dürres Stroh und Stoppeln, übrig bleibt. Ausländische Thiere, Pflanzen, Steine, Gebäude, Münzen und dergleichen gelehrtshcheinende Seltenheiten,

die

die die Ausführung seines Gegenstandes nicht im geringsten betrafen, und die blos der verführerische Reim zeugte, alle diese Gaukeleien breitet er, gleich den Marktschreieren, sorgfältig darinnen aus; und weil es zugleich nicht anders sein kan, als daß er, was die Schreibart anlangt, sich bald über alle Sphären der Menschheit erhebet, bald aber wieder im niedrigsten Staube des Pöbbels kriechet: so wirds einem unter währendem Lesen gemeinlich grün und gelb vor den Augen, und man kan im mindesten nicht verstehen, was in dem Gedichte hat sollen gesagt werden. Wie? Sollte wohl die gereimte Poesie eine Sache nicht unnatürlich machen. Mit einem Dichter, der dieses Blendwerk verabscheuet, siehet es ganz anders aus. Der muß Kunst und Ordnung zeigen, wenn er will bewundert werden; und dieses

B 5

ist



ist billig: denn er hat mehr Freiheit. Er darf keine Qual und Folter befürchten, die ihm als herwegens Hindernisse sezen. Doch genug hier von.

Wir wollen nunmehr auch die Beschaffenheit des alten Silbenmases in Erwägung ziehen. Hierbei fragt sichs: ob die Dichtkunst überhaupt ein Silbenmas nötig habe, oder ob solches nur etwas willkürliches in derselben sei? Aus der hinlänglichen Beantwortung dieser Frage wird zugleich die eigentliche Gestalt eines guten Silbenmases kennbar werden.

Es ist leicht zu erachten, daß wir in dieser Absicht fürmälich das Wesen der Dichtkunst zum Folgerungsgrunde sezen müssen. Solches erfordert, man soll ein Ding seiner Natur gemäss durch Worte schildern. Könnten wir nun

dar-

darthun, daß dieser Endzweck ohne Silbenmas-
füglich zu erreichen sei, so wär ohnfehlbar das
Silbenmas überflüßig; findet sich aber das
Gegenteil, so ist es die Pflicht eines Dichters,
daß er den Gebrauch eines Silbenmases aller-
dings beobachte.

Wenn etwas durch Worte recht natürlich
abgebildet werden soll, so müssen die Worte,
wie wir solches bereits bei den Reimen ange-
führt haben, ganz vollkommene Zeichen der
Gedanken vorstellen. Sie sind aber alsdann
vollkommen, wenn ein Ding leicht durch sie
bedeutet werden kan; und je leichter demnach
ein Ding durch sie bedeutet werden kan, desto
vollkommener sind sie. Die Bedeutung be-
zieht sich, bekannter masen, auf die Form, das-
jenige



jenige aber, was angedeutet wird, auf die Materie.

Nun gebe man wohl Achtung. Hält die Materie verschiedene Bestimmungen in sich, so, daß dieselben alle miteinander dennoch nur eine Form ausmachen; so ist die Bedeutung leichter einzusehen, als wenn die Materie nur einfach bestimmt wird. Das Materielle der Worte läßt sich in dieser Relation auf zweierlei Weise bestimmen. Einmal können die Gedanken so dadurch an den Tag gelegt werden, wie man sie, nach dem gewöhnlichen Gebrauch zu reden, damit verbindet, es mag nun solches entweder im figürlichen Verstande, oder schlechthin, geschehen; Zweitens aber können auch diese nämliche Gedanken, in Ansehung des Klangs, oder der buchstäblichen Aussprache,

the,

che, welche die Worte von sich geben, viel reizender dadurch erscheinen, daß, wo gleichsam an der Pracht noch einige Züge mangeln, alles ergänzt und ausgefüllt werde. Geschiehet jenes, so müssen wir zugeben, daß auch Gedichte ververtiget werden können, die gar kein Silbenmas haben, in wie fern nämlich das Wort Gedicht in seinem weitesten Umfang zu verstehen ist. Der bekannte Telemach kan zum ErempeL dienen. Geschiehet aber dieses, da man nämlich alles gar sehr genau nimmt, was zur Vollkommenheit eines guten Gedichts gehört, so wird unumgänglich ein Silbenmas erforderl. Die Behauptung des letzten gründet sich in diesem Schlusse: Wer dichten will, muß nichts in der Dichtkunst unternlassen, was seine Absicht mit befördert, das ist, was die Sache, von welcher er dichtet,

natur-



natürlicher zu erkennen giebt, als sie würde gewesen sein, wenn er, dieses Mittel anzuwenden, unterlassen hätte; Das Silbenmas, wenn es gut ist, kan ein Mittel werden, dieser Absicht Genüge zu leisten: mithin darf ein Dichter solches nicht unterlassen.

Ich soll ohne Zweifel den Untersatz beweisen. Dem zu Folge muß ich zuerst einige Begriffe, die hieher schlagen, entwickeln. Ich will demnach zusehen, was wohl überhaupt durch ein Silbenmas verstanden werde.

Gleichwie aber solches aus den so genannten Füssen besteht; also hoffe ich nicht zu irren, wenn ich einen Fuß in der Dichtkunst vorher durch eine Zusammensetzung mehrerer Silben, die durch einen gewissen Teil der Zeit bestimmt wird, erkläre, und wenn ich alsdann das Silbenmas diejenige Zusammensetzung

dfc



fügung der Füsse nenne, die durch eine gewisse Anzahl derselben bestimmt wird. Bei dem Silbenmas ist die Rede von Silben und Worten, und also, weil die Aussprache damit verknüpft ist, überhaupt von Tönen. Wenn sich Töne so gegen einander verhalten, daß dieselben durch gewisse Teile der Zeit bestimmt werden, so entsteht eine Melodie. Es wird derohalben Niemand verneinen, daß mit dem Silbenmas eine Melodie vergeschafftet sey.

Dieses zum voraus gesetzt, kan ich zur Bestätigung des vorhin geforderten Beweises folgenden Schluß bilden: Wofern es wahr ist, daß die Melodie des Silbenmases die Gemüter der Leser aufmerksam macht; Daß sie die Seele derselben zu gewissen Wirkungen beweget;



weget; daß sie diejenigen Empfindungen in ihnen herfür bringet, welche sie nicht gehabt haben würden, wenn sie dieser Umstand nicht drauf gebracht hätte, und so weiter: so ist es gewiß, daß diese Melodie ein Mittel sein muß, wodurch ich eine Sache natürlicher herzustellen im Stande bin, als sie außerdem geblieben wäre; nun ist aber das erste wahr: also kan auch das letzte nicht geleugnet werden.

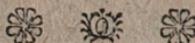
Dem Obersaz in diesem Schlusse wird ebenfalls kein Mensch widersprechen. Den Untersaz kan ich erstlich alsdann erhärten, wenn ich dasjenige, was hier abstrakt gesagt worden ist, auf das heroische Silbenmas anwende. Jetzt erheischt meine Schuldigkeit, darzuthun, daß unser altes Silbenmas die vorerwähnten Eigenschaften nicht besize.

Was

Was kan leichter sein, als dieses zu bewer-
stelligen. Denn vermöge dessen, was ich bei-
gebracht habe, müßte selbiges nothwendig eine
Melodie aufzeigen können. Diese Melodie
müßte ferner entweder in den einzeln Füssen
stehen; oder sie müßte sich in der Zusammenfü-
gung derselben, das ist, im ganzen Silben-
mase befinden. Nun wollen wir sezen, daß
unser Silbenmas in einzeln Füssen etwas me-
lodisches spüren ließe; so müßten wir annehmen,
daß in denselben ein Verhältniß der Töne
durch gewisse Teile der Zeit bestimmt würde.
Da nun ein Fuß in unserm Silbenmase nur
zwo Silben in sich fast; zwei Dinge aber kein
Verhältniß ausmachen, weil in einem Ver-
hältniß etliche Größen mit einander in Ver-
gleichung kommen müssen: so kan auch in einen
Fusse kein Verhältniß der Töne durch gewisse

C

Teile



Teile der Zeit bestimmt werden, und es kan, aus dieser Ursach, auch keine Melodie darinnen anzutreffen sein. Wenn man dieses mit der oben gegebenen Erklärung eines Fusses verbindet, so ist zugleich klar, daß man eigentlich nicht einmal Füsse bei unserm Silbenmase behaupten könne; ich habe aber um deswillen diese Benennung beizubehalten nicht unterlassen mögen, weil eines Teils zwö Silben überhaupt doch nun einmal ein Fuß heisen, andern Teils aber, weil ich auf die Art am besten determiniren konnte. Ich will den rükständigen Ast solcher Determination so bald vornehmen. Wollte man nämlich vorgeben, daß sich in Absicht auf mehrere Füsse zugleich, oder im ganzen Silbenmas, eine Melodie zeigte, so müßten die Füsse von verschiedener Gattung sein, weil sonst eben dasjenige, was von den Füßen gesagt wird,

auch

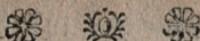


auch vom Silbenmase gelten muß, indem solches blos eine Zusammenfügung derselben ist, die allein ihre Anzahl bestimmet; Nun ist aber ein Fuß dem andern gleich, und hat durchgängig nur einerlei Gattung: Daher ist es ebenfalls umsonst, wenn man dem vollen Silbenmas eine Melodie zugestehen will.

Wer gesunde Ohren hat, wird auch in der That vielmehr einen besondern Ubelklang in demselben wahrnehmen, und also dadurch einen heimlichen Verdruß bei sich spüren. Die ewige Monotonie, die darinnen herrschet, gemahnet mir just wie der Baurentanz. Ein gleichförmiger Sprung vertreibt den andern, und das immer so fort, bis zum äußersten Ekel. Ist aber das die erforderliche Unnehmlichkeit, welche man in einem Gedichte zu empfinden hoffet? Der Leser schnadert ein solches Gedichte daher,

C 2

ohne



ohne, daß er sich durch das Silbenmas im geringsten an den Wehrt, und an die Natur, des Gegenstandes erinnern läßet. Den Ohren verursacht es zugleich eine betäubende Widrigkeit; und wie mag wohl alsdann dasjenige in der Seele etwas ergezliches zu Wege bringen, was schon in dem Ohr, als gleichsam dem Vor-gemache derselben, Unzufriedenheit und Mißfallen anrichtet?

Man kan also mit Händen greifen, daß es nicht ohne Grund sei, wenn wir uns wundern, wie doch die Poeten bisher an einer Sache haben Vergnügen finden, oder vielmehr Gedult beweisen mögen, welche, die Wahrheit zu gestehen, nicht das geringste tauget; da doch eine viel anständigere die Stelle derselben vertreten kan. Es ist nicht schwer zu erachten, daß ich dasjenige Silbenmas meine, das die Väter der

Dicht-

Dichtkunst, Homer und Virgil gebraucht haben; das aber hernach in den eisernen Jahren der Deutschen in Verfall kommen ist; und das in unsren Tagen Herr Klopstok mit verjüngter Schönheit wiederum aus dem Staube herfür sucht. Diese Veränderung, welche die Dichtkunst betrifft, macht hauptsächlich einen ganz andern Zustand in derselben aus, und ich will demnach meine Gedanken nunmehr auch noch kürzlich darüber entwerfen.

Ist der veränderte Zustand in der Dichtkunst vernünftig, oder unvernünftig? Die Auflösung dieser Frage kan meiner Absicht Genüge leisten.

Gleichwie aber an sich selbst nur zwei Arten der Veränderung zu gedenken sind, masen ein Ding entweder vollkommener oder unvoll-

E 3 komme-



Kommener dadurch wird; Also siehet man leicht, daß wir prüfen müssen, ob aus der Klopstokischen Veränderung Vollkommenheiten oder Unvollkommenheiten erwachsen. Zur Vollkommenheit verpflichtet uns die Vernunft; Unvollkommenheiten aber sind Wirkungen der Thöheit. Wenn wir ein Ding vollkommener machen wollen, so müssen wir vorhandene Unvollkommenheiten, durch deren Dasein an dem Ausbruch der Vollkommenheiten Hindernisse gesetzt werden, zu zerstören suchen. Geschicht diese Zerstörung, so ist die Veränderung vernünftig, wo nicht, unvernünftig oder thörigt. Wir wollen zeigen, daß die Klopstokische Veränderung in der Dichtkunst vernünftig sei. Folgender Schluß mag es bewerkstelligen: Wer Unvollkommenheiten in der Dichtkunst ausrottet, deren Dasein gewisse Vollkommenheiten

Heiten an ihrem Ausbruch verhindert, der verändert die Dichtkunst auf eine vernünftige Weise; Herr Klopstok hat solches gethan: also muß die Veränderung, die er in der Dichtkunst unternommen hat, vernünftig sein. Die Richtigkeit des Obersatzes erhellte aus dem, was bereits angeführt worden ist; und der Untersatz kommt zum deswillen mit der Wahrheit überein, weil Herr Klopstok den Reim und das alte Silbenmas, als erwiesene Unvollkommenheiten, verwirft, und dagegen, was das letzte, nämlich das Silbenmas, anlangt, solchem eine viel bessere Gestalt giebt. Die Metriade beweist beides. Reime kommen darinnen nicht vor, und daß das heroische Silbenmas seinem rechten wesentlichen Zweck gemäß sei, begreifen Kenner ebenfalls. Ich darf nur noch ein wenig davon beibringen.



Ein melodisches Silbenmas, dergleichen das heroische nach dem entwickelten Begriff eines Silbenmases sein muß, ist nämlich, wie wir vorhin zu zeigen versprachen, im Stande, den Leser oder Hörer aufmerksam auf dasjenige, was der Poet schildert, zu machen, so, daß er sich dasselbige, wenn dieses Mittel nicht zur Hand gekommen wäre, nicht so deutlich würde vorstellen können, weil die Einladung der Sinne dabei fehlet. Dies ist nun unstreitig. Longin scheinet fast gleichergestallt zu reden: „Eben deswegen, spricht er, ist das „Silbenmas nötig und beträchtlich, weil man „dadurch recht mit der Natur belustiget wird, „und weil es ein außerordentliches Hülfsmittel „zu jeden Bewegungen in den Gemütern ab- „giebt. „Wir wissen ja, daß in der That mehr Eigenschaften der Dinge sind, als man

Vorte

Worte hat; daher ist es gar nicht möglich, daß Worte hinlänglich sein sollten, allemal den richtigen Ausdruck zu verschaffen. Da aber doch gleichwohl eine jede Sache ihre besondere Sprache haben will, so muß man sich bemühen, diesen Mangel auf eine andere Art zu ergänzen. Was kan schiklicher hiezu sein, als unser heroisches Silbenmas? Auf wie vielerlei Weise melodische Veränderungen in demselben möglich sind, auf so vielerlei Weise können auch die verschiedene Qualitäten des Vorwurfs in den Sinnen bezeichnet werden. Nur muß man wohl untersuchen, was für eine Bedeutung daher entsteht, und ob diese Bedeutung mit der vorhandenen Sache bequem übereinkommt, damit nichts widersprechendes mit unterlaufe. So wie die Aussprache der Töne lautet, so muß uns auch das entworfene Bild alsdann in

E s die



die Sinne fallen, wenn wir solches bei Gelegenheit selbsten empfinden. Es darf gar kein Unterschied unter dem sein, was wir lesen, und was wir mit Augen sehen, oder mit Ohren hören. Aus dieser Ursache nennet auch Herr Klopstok die Dichtkunst mit Recht eine Nachahmerin des Geistes Gottes. Denn was uns derselbe in der Natur nach seinem Wesen dargestellt hat, das zeiget uns die Dichtkunst unter bilscherhaften Worten in einer so lebhaften Gestalt, daß wir uns einbilden, als ob wir die Geschöpfe selbst wesentlich vor uns hätten, die doch öfters unendlich weit von uns entfernt sind. Die Poesie ist also nichts anders, als eine redende Malerei. Was der Maler durch aufgetragene Farben vorstellet, das thut der Dichter durch Worte.

Die

Die Beschreibungen würden zu weitläufig werden, die ich hier von vielen besondern Dernern aus der Experienz machen müßte, weil alle Worte gar eigentlich zergliedert, und mit den Umständen, die sie betreffen, genau zu vergleichen sind. Es muß dannenhero ein jeder, der mehrern Grund hiervon erfahren will, die schöne Messiade, das einzige Gedicht, worauf wir uns zu aller Zeit getrost berufen können, selbst zur Hand nehmen. Dermalen soll es genug sein, ein Paar der geringsten Proben, so, wie sie mir eben beifallen, nur ganz kurz angeführt zu haben.

Der erste Gesang des Meßias enthält folgende Strophe:

+++ Schon sink ich vor dir in niedrigen
Staub hin,

Lieg, und bet, und winde mich, Vater, im
Lodeschweife.

In



In diesen Versen ist das Silbenmas so vortrefflich nach den Gedanken eingerichtet, daß die bündigsten, und auserlesensten. Redensarten dasjenige noch lange nicht hätten bewerkstelligen mögen, was der Dichter in wenigen Worten durch das bloße Silbenmas zu thun fähig gewesen ist. Der Meßias befindet sich nämlich bei seinem Leiden am Oelberg in der größten Mattigkeit; er ist so schwach und kraftlos, daß er so gar nieder auf die Erde sinket; weil er nun so hinsinket, ohne sich aufrecht erhalten zu können, und gleichsam auf einmal das liegt: so wird dieser Umstand gar unvergleichlich mit einem vorhergehenden Dactilus, der das plötzliche Hinsinken anzeigt, und alsdann mit zweien einsilbigen Wörtern, die wider die Ordnung den Vers endigen, und die daher zu erkennen geben, daß es auf einmal aus mit

dem

dem Heilande sei, vor Augen gemahlet. Nach diesem, da der Heiland vor Angst und Unruh kaum noch lallen kan, und ihm also die Sprache überaus schwer wird, ist ein doppelter Spondäus, der die Langsamkeit mit sich bringet, nebst einem ungewöhnlichen Abschnitt der Füsse gebraucht worden, wodurch wir sehen, daß der sprechende Ohnmächtige alle Worte einzeln und zwar recht tief aus dem innersten seines Herzens herfürgeholet habe. Er will sich hieraus ermannen, und windet sich ein wenig, welches die zween folgende windende Füsse an die Hand geben; fällt aber, da der Tod näher kommt, bald nieder von neuem in eine stärkere Ohnmacht, daß also seines Reden, ohne noch den Schluß davon laut zu vernehmen, völlig aufhört, gleichwie das Silbenmas ebenfalls am Ende ganz stumm wird, da doch, wenn es

regel-



regelmäſig klingen sollte, die Stimme daselbst abfallen, oder etwas erhabener und flüchtiger gehört werden müſte. Sehet! das heift natürlich schildern.

Man erwäge wiederum folgendes:

Schweigend, mit göttlich erheiterten Minen, erhub
sich der Seraph;
Jesus sah vom Oelberg ihm nach.

Wenn sich hier der Engel Gabriel auf Befehl des Meſias gen Himmel erhebet, so wird man durch die rege Abmessung des Silbenmaſes das natürliche, welches mit dieser Handlung verknüpft ist, nicht minder schön, als beim obigen, gewahr, indem man dem Seraph, so zu sagen, nachſehen, und wie er sich allmählich in die Höhe schwingt, sich ganz eigentlich vorſtellen kan. Eben darum wird auch

ge-

gemeldet, daß IESUS sein Augenmerk auf diesen Flug gerichtet gehabt hätte; welches der Dichter nicht völlig thun konnte, wenn es nur gerade weg, ohne Silbenmas, hiese: der Seraph habe sich in den Himmel erhoben; man seien man auf die Art nicht wüßte, ob solches schnell und sehr behend vollbracht, oder ob einige Zeit, in welcher eine Nachblitkung möglich gewesen, dazu angewandt worden wäre;

Ferner:

Selia sah ihn, und blieb unverwandt in stiller
Entzückung
Stehn. Schon waren mit eilendem Flügel zwei
flechende Stunden,
Über sein Haupt mit der Stille der Nacht vorüber
geslogen,
Als er noch stand.

Hier-



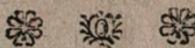
Hierinnen giebt uns der Poet durchs Silbenmas auf zwei Dinge, besonders Achtung zu haben, Anlaß. Einmal können wir die außerordentlichen Regungen in dem Selia bemerken, die dadurch angedeutet werden, daß er steht; er steht nicht, sondern er steht, nemlich starr und unbeweglich auf einem Fleke, wie etwaemand, der von einer anmutigen Gegend gar nicht fort zu bringen ist; um das Vergnügen, das er durch die Anschauung des Erlösers empfindet, recht mit Muse zu geniesen. Zum andern können wir aus der gleich drauf folgenden dactilischen Mensur den geschwinden Verlauf der Zeit über diesem Vergnügen beobachten. Kaum da er angefangen hat, sich zu ergezen; kaum da man ihn stehn siehet: so sind schon mit eilendem Flügel zwei fliehende Stunden vorüber geslogen. Wie groß

groß muß also nicht die Entzückung gewesen sein!

Vielleicht sprichtemand, alles dasjenige, was hier gesagt worden ist, hieße zu sehr gekünstelt, und dergleichen Künsteleien müßten vielmehr vor einen Fehler, als vor Schönheiten, geachtet werden. Was heißt aber Künstelein? Ich sage: man künstelt sodann, wenn man die Kunst gleichsam mit den Haren herbeiziehet, oder wenn man da den Witz häufig einzustreuen bemüht ist, wo er sich gar nicht hinschikt. Dies ist ein Fehler. Es muß alles ungezwungen, und von selbsten, kommen. Die Annehmlichkeit muß sich erstlich verstekken, um sich hernach desto schöner wieder finden zu lassen. In Erzählungen und Historien, die der Poet manchmal nötig hat, wär es freilich einfältig, wenn die hohe Critik allerwegens mit unterlau-

ß

fen



sen sollte; Dieselbigen erfordern allerdings eine, ob zwar nicht niederträchtige, jedoch plane, und gemäsigte, Schreibart. Wofern aber Schilderungen zu machen sind, alsdann „ müssen sich, nach Longins Meinung, Kunst „ und Natur so vermischen, daß die Kunst „ selbsten die Natur zu sein scheinet, „ oder, welches einerlei ist, daß man die unter der Natur verborgene Kunst nicht straks gewahr wird, sondern gleichsam erstlich eine Weile suchet, um hernach durch die entfaltete Täuschung derselben desto stärker gerührt zu werden. Kan man nun etwas anders von der Klopstokischen Dichtkunst behaupten; und ist nicht das darinnen befindliche Silbenmas überaus wichtig und nachdrücklich?

Einem Einwurf muß ich noch begegnen.
Die Leute sagen; Der Idiotismus unserer
Sprac

Sprache vertrüg gar dasjenige Silbenmas
nicht, wovon Herr Klopstock Urheber ist, sondern
dasselbige sei blos im griechischen und lateini-
schen anzuwenden. Man beliebe aber hierauf
dieses zu vernehmen: Die Deutschen haben ent-
weder dreierlei Silben, nämlich lange, kurze,
und solche, die nach Gefallen lang und kurz
zugleich gebraucht werden können; oder nicht.
Dem letzten widerspricht die Erfahrung, und
wenn das erste Statt findet, so ist alles vor-
handen, was zum griechischen Silbenmas er-
fordert wird. Zwar muß man so viel zugeben,
daß unsere Sprache so wohl am Anfang, als
am Ende, der Wörter viele mitlautende
Buchstaben zeiget, und daß hierdurch, weil in
der Zusammensetzung oft Positionen entste-
hen, mehr harte Wörter, als in andern Spra-
chen erwachsen; allein was kan dieses schaden?

D 2

Wer



Wer das Amt eines Kunstrichters besser, als unsere gemeinen Critikaster, verstehtet, wird mit mir einig sein, daß die teutsche Sprache wegen eben dieser Härte, wenn die Wörter sonst am gehörigen Orte der Pronuntiation nach, kurz bleiben, und mit einer gelenken Zunge firm ausgesprochen werden, ein besonderes Ansehen bekomme.

Ja, heist es endlich, wenn man sich nicht weiter fortzukommen getrauet, das ist schon alles gut; aber will man denn den ganzen alten Dichterhaufen nur so zu Schanden machen? Dieses kan ohnmöglich angehen. Die reimende Dichtkunst ist doch nun gleichwohl von so langer Zeit her, und von so wackeren Poeten beliebt worden; wer mögte sich also die Kühnheit nehmen, nun auf einmal den Stab über sie zu brechen? Ich antworste: man ist in

der

der That vielmals da zu verzagt, wo man doch nichts zu befürchten hat. Die Gewohnheit beweiset nicht eher etwas, als bis man zeiget, daß die gewohnte Sache gut und vernünftig sei; ist hingegen die Neuerung gut und vernünftig; so kan sie mir eben so lieb sein, als die älteste Gewohnheit. Wahr ist es, wir haben den Bemühungen unserer Vorfahren dennoch unendlich vieles zu danken, und wir wollen keinesweges verneinen, daß die Poesie so wenig, als andere Wissenschaften und Künste, in gegenwärtigem Zustande wären, wenn uns andere nicht vorgearbeitet hätten; Allein eben deswegen ist es unsere Pflicht, an demjenigen Grunde, dem sie uns mit vieler Mühe gelegt haben, und worauf wir ein vollkommenes Gebäude führen können, täglich zu arbeiten. Wir dürfen gar nicht urteilen, daß wir sie be-

D 3

leidigen,



leidigen, wenn wir nicht alles in der Verfaßung, worinnen sie es hinterliessen, annehmen. Nur ein Wurmsamenhändler fodert abgöttischen Beifall; außerdem aber hat man vielmehr dieses zu allen Zeiten für etwas thörigtes gehalten, wenn wir unsere Vernunft nach den Gesetzen derjenigen abwägen, die gewohnt sind, ohne Unterschied nachzuahmen. Der ächte Fortgang und die wahre Höherbringung einer Kunst gründet sich in der Verbesserung dessen, was unsere Väter nicht gar zu Stande bringen konnten. Sehen wir nun die Verbesserung mit offenen Augen; warum wollen wir sie nicht billigen? Warum wollen wir dasjenige Kunstmörderisch liebkosen, was uns selbst Schande bringet?

Freilich wird es hinführs nicht mehr so leichte sein, Verse zu machen; dieses wollen wir

wir herzlich gern einräumen: allein deswegen scheinet mir eben die neue Dichtkunst besonders einen ansehnlichen Vorzug gegen der alten zu rechtfertigen, weil sich, in Betrachtung der grössern Geschicklichkeit, die sich darin sehen lassen muss, doch mit der Zeit wenigstens Schuster und Schneider nicht an der Dichterspule vergreifen dürften. Ist nicht der Schwarm solcher Pritschmeister lediglich Ursache daran gewesen, daß der mehreste Theil von Gedichten, wenn man sie kaum des Anschauens gewürdiget hat, entweder zu Pfefferdeuten oder Schnuptüchern gemacht wird?

Zulezt muß ich noch einen Anfall müsiger Schwäzer zergliedern, der in meine gegenwärtige Beschuldigung zufälliger Weise einen Einfluß hat, weil er das Klopstokische Helden-



gedicht, das ich zum einzigen geprüften Muster in der neuen Dichtkunst aufstellen kan, angeshet. Man schilt nämlich so sehr auf die Er-dichtungen in der Messiade. Ob ich nun schon versichert bin, daß die meisten nur dasjenige nachbeten, was sie etwan einmal in Gesell-schaften gehört haben, und daß sie also gar nicht wissen, ob sie etwas gutes, oder etwas böses tadeln; so siehet man doch, wie diese ge-lehrten Parteigänger gleichwol öfters Unheil und Schaden anzustiften fähig sind, indem an-dere, die gleichfalls nichts weiter, als ja und nein, sprechen können, dadurch angelockt wer-den, bei Gelegenheit ihr ohnedem schon schwäches Urteil noch weit verdorbner und ungesitteter an den Mann zu bringen, so, daß endlich die beste Sache zum Exempel der Thorheit aufgestellet zu werden pflegt.

Was

Was will man denn wohl, frag ich, daß mit haben, wenn man die Erdichtungen aus den Gedichten, oder ins besondere, aus der Meßiade zu verbannen meinet? Sollen die erdichteten Namen darunter zu verstehen sein; so wäre nichts pedantischer von der Welt, als wenn man verlangte, daß es in einem Gedichte heisen müste: es war einmal ein Mann, es war einmal eine Frau, der oder die u. s. w. Würde man diese trockene Lieder nicht mit den empfindlichsten Verdruß erbliken, und ist man daher, solche zu vermeiden, nicht genötigt, Namen zu fingiren? Warum wollen wir nun bei denjenigen, was allen Sribenten insgemein erlaubt ist, in Ansehung des Herrn Klopstöks eine Ausnahme machen. Zudem sind ja die erdichteten Namen, die er gebraucht hat, größtentheils, dem hohen Gegenstande gemäß, aus der

D 5

heili-



heiligen Schrift, oder doch aus bewährten Traditionen, genommen, die auch nicht allemal gänzlich zu verwerfen sind. Verstehet man aber die Erdichtungen an sich selbst, so fällt man in der That immer tiefer in die Unwissenheit. Gedichte haben ihren Namen von den Erdichtungen; und es ist unstreitig, daß, wosfern die Erdichtungen darinnen fehlen sollten, dieselbige kaum des Lesens würdig wären, wie solches Horaz, ein Fürst unter den erleuchteten Dichtern, schon lange bündigst verteidiget hat. Wenn das erdichtete freilich vor der Natur, als der Norm, und dem Maßstabe, alles desjenigen, was recht oder unrecht ist, abweicht, und mit sich selbst streitet, so muß es allerdings närrisch genennet, und vor einen Fehler angesehen werden; ordentlich aber ist es ungemein schätzbar, weil eben dadurch die Lebhaftigkeit entsteht. Ich will

will eine Stelle aus des berühmten Bergers
Buch de naturali pulchritudine orationis
hieher sezen. Sie lautet S. 115. also: „Plus „
enim veniae datur iis, qui delectandi „
magis, quam docendi, rationem ingref- „
si, quaedam ingeniosius, quam verius, „
reperte, afferunt, et falso ad veri spe- „
ciem traducto lectorem decipiunt ali- „
quando, sine noxa tamen, et ita, vt, „
fraude paullo post animaduersa, error „
qui offendebatur menti, non ingratus vi- „
deatur, eoque commentum non displi- „
ceat, quod ingenii multum, multumque „
leporis, expromat. Ita solent interdum „
poetae, cet. „ Man sieht hieraus, daß
Herr Klopstok in Verfertigung seines Ge-
dichts, dasjenige, was wunderbar und doch
glaublich, vorzustellen gewesen ist, notwendig
mit



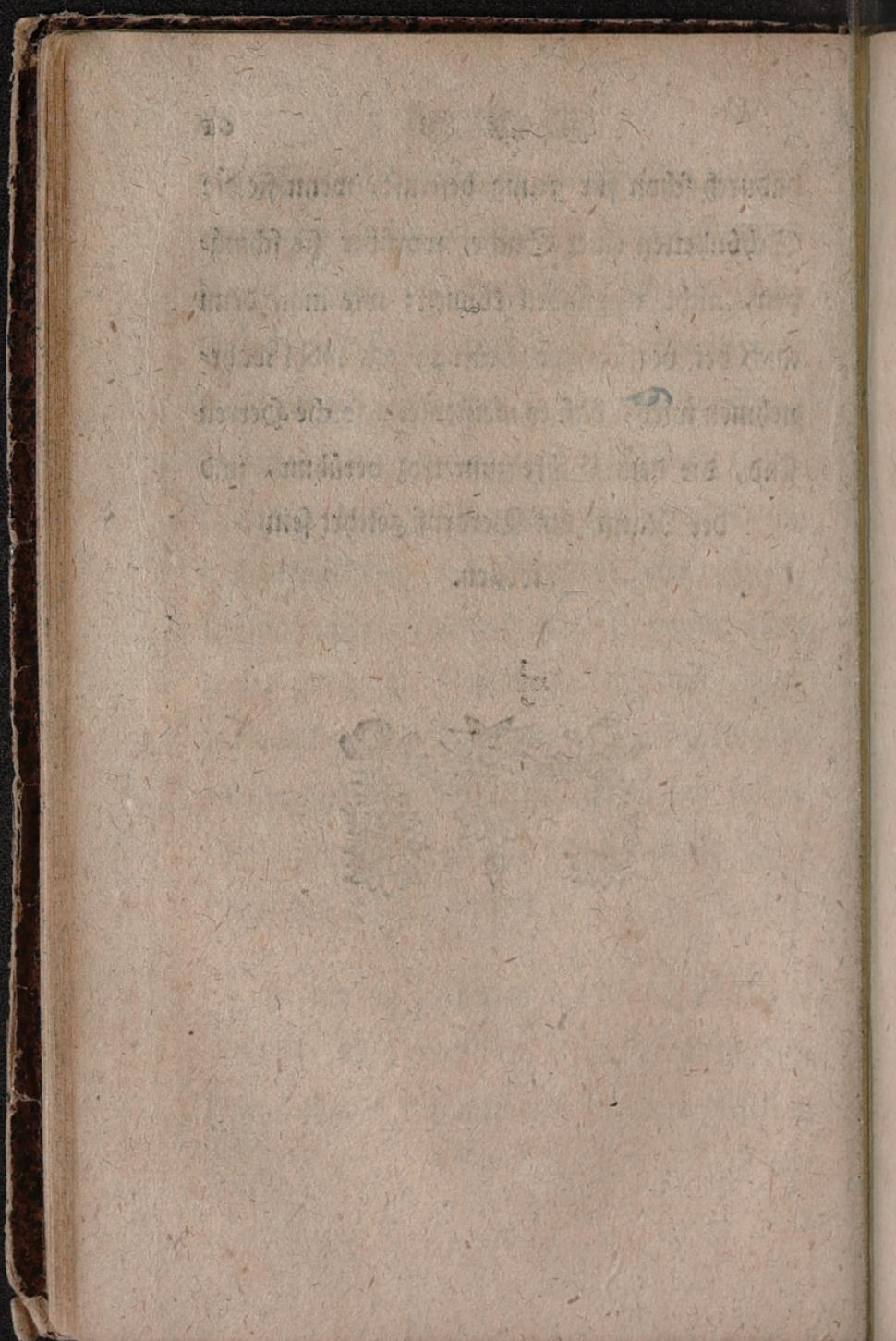
mit schönen Erdichtungen ausschmücken müssen, indem sich sonst der Mangel des anmutigen hin und wieder allzumerklich geoffenbaret hätte. Wir können ja die ganze Historie des leidenden Erlözers außerdem eben so gut aus der Bibel begreifen, und es wäre gar kein Gedicht nötig, wenn das bloße Skelet durch die Hinzuthuung des ausfüllenden Fleisches und Blutes nicht anscheinlicher oder prächtiger scheinen sollte. Über dieses enthält die Messiade lauter Erdichtungen, die indifferent sind, und die nicht den geringsten Widerspruch in der Religion in sich fassen. Wie mögen sie nun auf einige Weise Vorwürfe des Tadels heisen?

Jedoch wo ist derjenige, der sich untersagen will, allen unzeitigen Machtspredichern Einhalt zu thun? Ich meines Orts achte dieselben
das



dadurch schon für genug bestraft, wenn sie die Schönheiten einer Sache, worüber sie schmäh-
hen, nicht empfinden können; wie man denn
auch bei vorsichtiger Prüfung gar wohl wahr-
nehmen wird, daß es meistenteils solche Herren
sind, die dem Glücke zum troz berühmt, und
der Natur zum Verdruß gelehrt sein
wollen.

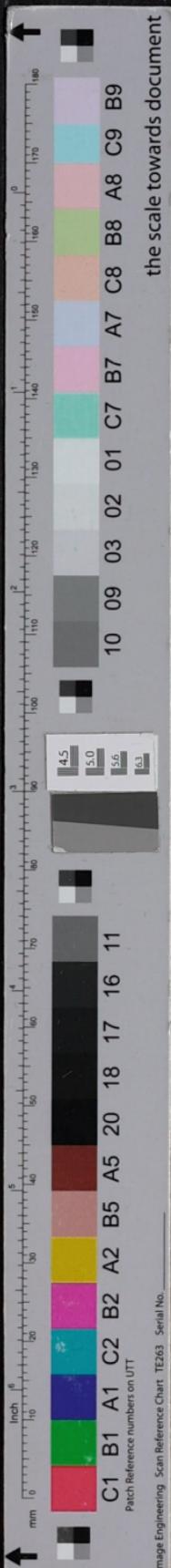




Paro pag.

Simon Dach,	II.	45.
Paul Flemming,	IV.	4.
Martin Opitz,	I.	8.
Joh. Rist,	IV.	26.
Hanns Tacke,	III.	3.
Andr. Tscherning	II.	5.

~ ~



the scale towards document

47

Augenmerk auf die-
t hätte; welches der
konnte, wenn es nur
mas, hiese: der Ge-
immel erhoben; ma-
t wüste, ob solches
ollbracht, oder ob ei-
ie Nachblitkung mög-
ndt worden wäre;

unverwandt in stiller
Entzückung
t eilendem Flügel zwö-
fiehende Stunden,
Stille der Nacht vorü-
ber geflogen,

Hier-